

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerinnenverein
Band: 50 (1945-1946)
Heft: 17

Artikel: Jugend von heute
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-315078>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

SCHWEIZERISCHE LEHRERINNEN-ZEITUNG

Redaktion: Olga Meyer, Samariterstraße 28, Zürich, Telephon 24 54 43

Expedition und Inserate: Buchdruckerei Bächler & Co., Bern, Tel. 2 77 33, Postcheck III 286

Jahresabonnement: Fr. 5.50. Inserate: Einspaltige Millimeterzeile 16 Rappen

Erscheint am 5. und 20. jedes Monats

5. Juni 1946 Heft 17 50. Jahrgang

Ein herzliches Willkommen in St. Gallen

entbieten wir St. Gallerinnen den Kolleginnen aus dem ganzen Schweizerlande, die zur Delegierten- und Generalversammlung am 22./23. Juni kommen werden. Wir freuen uns, daß die alte Gallus-Stadt, für viele ein weitentferntes Reiseziel, zum Tagungs-ort auserkoren ist. Unsere Vaterstadt ist ja durch jahrhundertealte Schultradition bekannt. In klösterlicher Stille begann das Unterrichtswesen, wurde in der humanistischen Stadt zu Vadians Zeiten in den Lateinschulen fortgesetzt, bis in der neuen Zeit, nachdem St. Gallen 1803 Kantonshauptstadt geworden war, immer neue Schulen entstanden, die den mannigfachen Bildungszielen unserer Epoche zu dienen haben. Da befindet sich nun unser Arbeitsplatz, und wir St. Galler Lehrerinnen bauen mit am alten, immer sich erneuernden Werke, glücklich im Gedanken an die treuen Kameradinnen und lieben Freundinnen nah und fern. Die Verbundenheit mit ihnen gibt uns Mut und Kraft; ihre Gegenwart wird uns mit Freude erfüllen. Gemeinsame Beratungen, anregende Vorträge, neue Eindrücke und freundschaftliches Beisammensein mögen uns alle bereichern und innerlich festigen.

M. Wd., St. Gallen.

Jugend von heute

Eine Schülerin des Kindergärtnerinnenseminars schreibt zu diesem Thema folgenden Aufsatz:

Darüber habe ich gestern abend angestrengt nachgedacht vor dem Einschlafen und dazu die Sterne angeschaut. Damit ich die Sterne schauen kann, muß ich verkehrt im Bett liegen, so « wie kein vernünftiger Mensch im Bett liegt » nach den Aussagen meiner Mutter, nämlich mit dem Kopf am Fußende. Da haben Sie schon einen Zug der heutigen Jugend: Man legt sich verkehrt ins Bett, um die Sterne zu erspähen.

Nun, gestern abend flimmerten sie besonders schön, und da fiel mir ein, ihnen könnte ich wohl leichter anvertrauen, was alles mich bewegt. Denn die Sterne haben glänzende, runde Leiber, aber keine Köpfe. Bei meinem Bekenntnis wäre also kein allgemeines Kopfschütteln am Himmel zu befürchten über soviel Kompliziertheit und Problematik.

Warum entstehen denn so viele Probleme? Wohl der offenen Augen wegen. Weil das Leben so kurz und die Welt so reich an merkwürdigen Rätseln ist — die Welt um uns herum und ebensowohl die Welt in uns selber — können wir keine Befriedigung finden, wenn wir nur an der Oberfläche schwimmen. In die Tiefe hinab wollen wir nach Schätzen tauchen. Dabei kommt es vor, daß man sich in tückischen Schlingpflanzen verfängt und dann eben kläglich zappelt. Manchmal wäre das Schwimmen an der sonnigen Oberfläche einfacher und auch bekömmlicher. Dieses Erforschen des Grundes des Seins zeichnet sicher einen großen Teil der heutigen Jugend, besonders der geistig Arbeitenden, aus. Die Kehrseite davon — düstere Gesichter und Katastrophenstimmung von Zeit zu Zeit — ist allerdings weniger erfreulich, aber vielleicht nützlich.

Jazzmusik im Radio während des Mittagessens gab den Anlaß zu einer Familiendiskussion. Der Vater nannte sie Katzengejammer und grauenhaft. Mein Bruder klopfte mit dem Fuß den Takt, ich mit dem Messer, und beide hopsten wir auf den Stühlen herum. Der Vater demonstrierte gegen die verfehlte heutige Jugend: Er drehte den Knopf am Radio. In der nachfolgenden Stille erklang ein Loblied der älteren Generation auf Operetten-, Wiener und Zigeuner-Musik. Wogegen wir — die Jungen — protestierten. Entweder wollen wir klassische Musik hören, in wahrer Schönheit schwelgen, wahre Größe stummen oder heißen Herzens fühlen — oder dann eben in verrücktem Jazz hopsen. Das, was wir ablehnen, ist das Mittelmäßige, in der Musik gehören Operetten dazu und schmelzende Unterhaltungsklänge. Nicht nur in der Kunst, überall im Leben begehren wir nichts Halbes.

O Graus, die vielen mit dem normalen Leben, das da besteht aus Arbeiten, Essen, schalen Vergnügen. Mir und vielen anderen stünden die Haare zu Berg, wenn sie es noch wie bei den Urmenschen vermöchten, beim Gedanken, auch uns könnte vielleicht einmal ein sattes, zufriedenes Spießleben blühen. Auch wir könnten einmal kluge, laue Dinge sagen über Bücher, über Landschaften, bei denen wir jetzt bloß ein Schlagwort hervorbringen, etwa « toll », « phantastisch » oder « ohnmächtig schön ».

Sprachfaulheit, Sinnlosigkeit, Verflachung der Sprache schelten die Ältern, gesetztern Leute nicht zu unrecht, wenn die Modewörter schwirren.

Aber diese Wörter haben eine wundervolle Eigenschaft. Sie lassen das Ding, über das sie ausgesprochen werden, ganz und herrlich bestehen. Hinter dieser Sprachfaulheit steckt wohl eher eine Scheu der heutigen Jugend, leere Worte zu machen. Lieber Sprödigkeit als Unechtheit, lieber nichts sagen oder höchstens « bäumig » oder « groß », als dann doch nicht die des Gefühls würdigen Worte finden.

Lieber sich von allen hergebrachten Bräuchen lösen, um fähig zur Begeisterung zu bleiben. Lieber verkehrt im Bett liegen und dafür die Sterne schauen.

Eine 17jährige Gymnasiastin aus Wien schreibt an eine Berner Kameradin :

Friedenszeiten habe ich mit vollem Bewußtsein noch nicht erlebt. Ich erinnere mich nurmehr an endlose Soldatenkolonnen, an das Surren der Flugzeugmotoren, an das Dröhnen der Panzer. In meinen Träumen glaube ich immer, im dunklen Luftschutzkeller zu kauern, während Bomben herausschallen und die Erde erbeben lassen.

Nun ist der Kampfärm verstummt, der Feuerbrand erloschen. Wir sind aus dem Dunkel des Kellers heraufgekommen in unsere Wohnung. Ringsum liegen die Häuser unserer Nachbarn in Trümmer. Unser eigenes Haus ist schwer beschädigt, Kälte und Regen dringen ein, der Wind pfeift durch die Mauersprünge, er bläst durch Fenster und Türen, die mit Pappe notdürftig vernagelt sind. Seh ich durch die Fenster der Vorderseite, starren mich die hohlen Augen einer Ruine an, blicke ich nach der Gartenseite, gähnt mir trostlose Leere dort entgegen, wo früher ein großes Miethaus stand. Rechts und links, wohin das Auge blickt, Schutt und Asche. Nur die Gewalt eines Dante könnte das Grauen dieses Krieges in Worte kleiden, nur ein Michelangelo ihm Form und Farbe leihen.

Viele Jahre sind wir schon abgesperrt von der übrigen Welt. Mein Vaterland erscheint mir wie ein Haus, aus dem die Freude gewichen ist, in das kein Sonnenstrahl mehr dringt. Doch nein! Schon flutet goldenes Licht herein, das Tor zur Welt steht einen Spalt breit offen; ich sehe ein herrliches Bild. Hat nicht Hans Thoma es gemalt? Grüne Matten, von einem Kranz hochragender Berge umgeben, ein Apfelbäumchen im rosenroten Schmuck der Blüten, frohe Kinder tanzen Engelreihen herum, und Zicklein springen übermütig im frühlinggrünen Gras; wie schön ist diese Welt, so friedlich! Nur in meinen Träumen sah ich bis jetzt solche Bilder. Du weißt schon, was ich meine: diese friedliche, sonnendurchflutete Welt ist dein schönes Vaterland, die Schweiz. Und die Schweizer haben unser Tor aufgestoßen, haben uns in der Güte ihres Herzens gezeigt, daß es nicht nur Kälte und Finsternis, sondern auch Licht und Wärme gibt. Die Österreicher danken euch dafür von ganzem Herzen.

Ich weiß aber, daß es nicht nur bei Dankesworten allein bleiben wird. Österreich und besonders Wien besitzen einen *genius loci*, der nie sterben wird. Vielleicht glimmt er schon jetzt als Funke in der Brust irgendeines Unbekannten, der Funke, der einst als lodernde Flamme Millionen mit sich fortreißen und begeistern wird.

Klingen dort nicht aus dem Kellergewölbe leise Geigentöne? Vielleicht reihen sie sich dereinst zur gewaltigen Symphonie, die kommende Geschlechter berücken wird in eine andere Welt; mischt dort der Maler mit froststarrten Fingern nicht schon die Farben für sein Werk, das er in einer begnadeten Stunde der Welt schenken wird? Vielleicht schon morgen zahlt Österreich, zahlt Wien der Menschheit mit Wucherzinsen das zurück, was es heute als milde Gabe empfängt. Wenn euer Verstehen, wenn eure Liebe einem einzigen dieser werdenden Großen in der bitteren Not dieser Tage beigestanden ist, dann mag euch dieses Bewußtsein schönster Lohn sein.

Wir Kleinen, wir Unbekannten freilich, wir können nur ehrliche Dankesworte sagen dafür, daß ihr uns gezeigt habt, daß es nicht nur Haß, sondern auch Liebe, nicht nur Rache, sondern auch Versöhnung, nicht nur Trauer, sondern auch Freude gibt.

Wer sich im Geist und in der Wahrheit als Bruder von Hunderten fühlt, der ist ein höherer Mensch als der zärtliche Bruder von einem.

Johann Heinrich Pestalozzi
(Lenzburger Rede)